

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 235 Bydgoszcz/Bromberg, 14. Oktober 1938

Ein Mann, ein Schiff, ein Mädchen

Roman von Hans Langkow.

(15. Fortsetzung.) — — (Nachdruck verboten.)

Natürlich, alles hatte er nicht schreiben können. Warum auch Evelyne beunruhigen? Die Zerstörungstat an der Funkkabine hatte er sanft in eine „technische Störung" umgebogen. Das Messerattentat hatte er gar nicht erwähnt.

Auch das hätte Evelyne, die es mit der Verwaltung der Farm sicherlich sehr schwer hatte, nur unnötig beunruhigt.

Georg schlug zornig auf die Blätter des Briefes und sah böse auf das leuchtende und lärmende Hafenbild.

Belog er sich nicht selber?

Auch von Kate Bowman stand keine Zeile in dem Brief, und sie hätte er doch erwähnen müssen, wenn er das Messerattentat schilderte. Hatte er darum geschwiegen?

Dumme Gedanken!

Er war eben nicht recht aufgelegt zum Schreiben. Dazu diese Hitze und der Kohlenstaub, der Lärm — — —

Er schob die Briefseiten in den vorbekeiteten Umschlag und schloß ihn. Gerade zur rechten Zeit, denn Fritz Reck kam heran, den Postsack in der Hand.

„Was mitzunehmen, Mister Bruck?" fragte er. „Wir gehen an Land."

„Was heißt wir?" Bruck war nun einmal nervös geworden.

Reck zuckte die Achseln.

„Ein ganzer Haufen, Mister Bruck. Der Käpt'n und ich wollten Lebensmittel kaufen. Ortez sucht eine Karte von Guayana. Nunez und Higgins wollen einen heben. Na, und die Matrosen und der Ingenieur wollen dasselbe."

„Ist Miß Bowman schon an Land gegangen?" Bruck tat diese Frage schon leid, kaum daß er sie ausgesprochen hatte.

Aber Fritz Reck zuckte mit keiner Mien.e Der Versuch eines Grinsens und Bruck wäre imstande gewesen, ihm die Tintenflasche an den Kopf zu werfen.

„Nein, Mister Bruck", meldete der Steward sachlich, „Miß Bowman ist schon wieder in die Dunkelkammer gekrochen."

„Sollte auch was besseres tun", knurrte Bruck gereizt.

Reck stand noch immer unschlüssig da. Er hatte den Brief in den Postsack verstaut und schwenkte den Beutel spielerisch hin und her.

Dem jungen Farmer fiel das auf.

„Noch etwas, Reck?" fragte er freundlicher.

Der Steward trat einen Schritt näher und dämpfte die Stimme.

„Weil wir gerade allein sind, Mister Bruck, ich habe was herausgekriegt."

Sein Gesicht trug einen pfiffigen Ausdruck.

„Na?" fragte Bruck nur halb interessiert. Diese verflixte Sonne! Selbst unter dem Segel hier herrschte eine Bruthitze.

Higgins erzählte neulich im Mannschaftsraum von seinen früheren Taten. Ich höre da jetzt öfter gerne zu. Da hat er erzählt, wie er Korporal in der Armee von Venezuela war, und wie sie gegen die Rebellen losgezogen sind. Und, was meinen Sie, Mister Bruck, bei welcher Truppe der Kerl war?"

„Brandkommando, seinem Gesicht nach zu urteilen!" sagte Bruck spöttisch.

„I wo", triumphierte Reck", bei den Funkern war er, Nachrichtenabteilung. Ich meine, Mister Bruck, wer mit solchen Apparaten umzugehen weiß, der weiß auch am besten Bescheid, wie er ihn zerstören kann."

„Das ist doch nur das, was die Juristen einen indirekten Beweis nennen — festnageln können wir den Burschen nicht darauf."

Reck machte eine geringschätzige Handbewegung.

„Man müßte den Kerl mal scharf anpacken, Mister Bruck. Ne ordentliche Tracht Prügel hilft oft das Gedächtnis wunderbar stärken. Aber ich habe noch etwas erfahren."

„Nun?"

„Der Matrose, der an dem Mittag das Ruder bediente, behauptete steif und fest, daß kurz vor dem Sabotageakt noch gefunkt worden sei. Er hat sich zwar gewundert, weil es eigentlich außer der Zeit in der die Funkkabine besetzt ist. Aber er hat sich eben gedacht: Was geht's mich an. Und außerdem mußte er ja auf den Kurs aufpassen. Sehen Sie, Mister Bruck, und wenn's nicht der Kapitän war oder der Erste, der hier funken kann, dann muß es eben dieser verteufelte, käsige Funker von den Venezuelanern gewesen sein."

Bruck hatte aufgehorcht.

„Sie meinen also, Reck, daß er funkte, ehe er den Apparat zerschlug. Ja, da müssen wir den Burschen doch mal schärfer anpacken. Ich danke Ihnen, Reck. Übrigens können Sie selber auch funken?"

Der Steward rückte unruhig an seiner blauen Mütze.

„Ein bißchen, Mister Bruck", gestand er. „Ich bin auch schon als Hilfsfunker gefahren. Aber Sie wollen damit doch nicht sagen — —"

Ehrliche Besorgnis malte sich auf seinen Zügen.

Bruck winkte lächelnd ab.

„Gar nichts will ich sagen. Nur scheint mir, daß wir abgesehen von Mister Higgins, dem Ex-Funker-Korporal der Armee von Venezuela, noch mehr Leute an Bord haben, die vom Funken etwas verstehen. Es ist, als ob man gegen Nebelgespenster kämpfte. Haben Sie etwas in der Sache mit dem Messer herausbringen können?"

Reck schüttelte betrübt den Kopf.

„Es gibt einen Haufen Männer an Bord, die Messer mit Perlmuttergriff haben. Es ist eine von diesen verflixten amerikanischen Massenwaren, die die Heuerbaase

und Händler in allen Häfen hierherum feil halten. Ja, wenn man ein besonderes Kennzeichen wüßte, etwa einen eingeritzten Buchstaben oder so — —"

Bruck sah seinen getreuen Helfer finster an.

„Da sehen Sie es, Spukgespenster und nichts Handgreifliches. Na, es ist gut, Reck."

Der Steward ging davon, den Postsack schwenkend und nicht weniger verärgert und nachdenklich als sein Chef.

Burns erwartete ihn schon am Laufsteg.

„Wo bleiben Sie nur?" knurrte er ärgerlich. „Geben Sie den Postsack irgend jemand andern mit. Wir haben keine Zeit dafür. Schon kein Vergnügen mit den Landhaien und Händlern von Habana stundenlang in dieser Hitze zu feilschen. Und über das Ohr gehauen wird man dabei doch."

Von seinem Platz auf dem Achterdeck aus sah Georg Bruck den an Land Gehenden nach.

Warum ging er eigentlich nicht mit, warum versuchte er nicht, alle diese quälenden Gedanken und Zweifel loszuwerden und sich zu zerstreuen.

Er riß sich zusammen. Wie konnten ihm nur solche Gedanken kommen. Er war ja hier schließlich nicht auf einer Vergnügungsfahrt mit Tanz und — mit Flirt.

Die Lage war ernst genug, nach all den gefährlichen und undurchsichtigen Abenteuern an Bord dieses Schiffes. Viel zu ernst für eine Frau an Bord. Warum hatte er dieses Mädel nur nicht mit Gewalt in New-Orleans von Bord bringen lassen.

„Halloh, Mister Bruck! Die zweite Serie ist famos gelungen. Wollen Sie noch ein Photo haben?"

Die, an die er gerade gedacht hatte, stand lachend, schlank und in hellem Weiß wie immer, vor ihm. Die blonde Haarwelle über der weißen Stirn leuchtete in der Sonne. Die Rechte schwenkte wieder ein paar Photos.

„Um was handelt es sich, Miß Bowman?" fragte Bruck verwirrt.

Sie lachte wieder.

„Natürlich um unsere Aufnahmen vom Kapitänstisch. Sie waren schon einmal vergriffen. Sechs Abzüge hatte ich gemacht: einen für Sie, einen für mich, je einen für Burns, Ortez, den Ersten und den Steward", sie zählte es an ihren Fingern ab, „aufgebraucht war das halbe Dutzend. Da mußte ich mir als Reserve doch noch ein halbes Dutzend Abzüge machen, nicht wahr?"

Bruck stimmte in ihr frohes Lachen nicht ein.

„Warum gehen Sie nicht an Land und sehen sich Habana an?" fragte er. „Es lohnt sich, es gesehen zu haben, für eine Studentin — —"

Mit einem Schlage wurde sie ernst und sah ihn prüfend an.

„Ich glaube, Mister Bruck, Sie sehen mich noch immer nicht für ganz voll an. Ich wollte ja auch erst an Land gehen und ich dachte — —"

Sie zögerte sichtlich.

„Wenn Frauen schon denken", spöttelte er mit einer Abwehr, die er selber nicht verstand.

Nun kam ihr der Trotz.

„Ich dachte, Sie würden so nett sein und mir Habana zeigen. Es wäre sehr hübsch gewesen, wo wir solange nichts gesehen haben als Wasser und Wolken und das Schiff. Aber da Sie nicht an Land gingen, bin ich eben auch geblieben. Allein macht es keinen Spaß."

„Erstaunlich, Miß Bowman", gab er zurück, „Sie hätten doch mit Burns gehen können oder mit Ortez. Ich bin nicht das einzige männliche Wesen an Bord."

Tatsächlich, Miß Bowman stampfte jetzt mit dem Fuß heftig auf die Planken des „Albatros".

„Oh, ich wollte mich Ihnen durchaus nicht aufdrängen, Mister Bruck. Ich hielt Sie für einen guten Kameraden. Aber offenbar fassen Sie das alles falsch auf. Ich kann es ja auch verstehen, schließlich sind Sie ja verlobt."

Auf einen solchen Ausbruch war Georg Bruck nicht vorbereitet gewesen.

Fassungslos starrte er auf das Mädchen.

Plötzlich fiel es ihm in die Seele, er selber hatte Kate Bowman nichts von Evelyne erzählt. Hastig kam seine Frage.

„Wer hat Ihnen das erzählt, Miß Bowman?"

Sie warf den Kopf in den Nacken.

„Das ist wohl gleichgültig, Mister Bruck. Ich will Ihnen nur beweisen, daß ich in Ihnen nie etwas anderes als einen Kameraden sah. Auch, wenn ich alles weiß."

Georg Brucks Stimme wurde scharf.

„Alles, Miß Bowman? Was soll dieses Alles heißen?"

Sie schüttelte den Kopf, als wüßte sie nicht, ob sie es sagen dürfe.

„Bitte, Miß Bowman, es sind schon so viele Rätsel und Wirrnisse um uns", bat er sanfter, von einer ihm selbst unerklärlichen inneren Unruhe gepackt, „was soll dieses Alles bedeuten? Warum sehen Sie mich so mitleidig an? Es ist also etwas mit Evelyne, mit meiner Braut?"

Sie nickte.

„Ich weiß", sagte sie tapfer, „daß Sie — vielleicht — nicht ganz glücklich sind."

Plötzlich eilte sie davon, er solle nicht ihre Tränen sehen, die ihr plötzlich an den Wimpern hingen wie einem dummen, sentimentalen Backfisch.

Sie floh in ihre Kabine.

Hier saß sie lange. Sie schalt sich dumm und töricht. Was ging sie Georg Bruck an? Er gehörte einer anderen Frau, die er liebte.

Der Lärm des Hafens klang in ihre Gedanken hinein. Wie leicht konnte sie jetzt von Bord gehen für immer, vielleicht ein anderes Schiff nehmen. Dann war alles vorbei.

Aber sie wußte, daß das nicht ging. Sie wußte, daß sie bleiben mußte und aushalten an Georg Brucks Seite und alles für ihn einsetzen, was immer auch kommen mochte.

Bis zum Ende!

Bis zu welchem Ende, Kate Bowman — — —

Wie betäubt hatte Georg Bruck der enteilenden weißen Gestalt nachgesehen.

„Daß Sie vielleicht nicht ganz glücklich sind!" klang es immer und immer wieder an sein Ohr.

Mit Evelyne ten Schaulen nicht glücklich?

Das gab es doch gar nicht!

Wenn Kate Bowman sie kennen würde. Zum ersten Mal, seitdem er die Planken des „Albatros" betreten hatte, stellte er in Gedanken diese beiden Frauen nebeneinander.

Evelyne ten Schaulen, die immer Elegante, immer Beherrschte, Gepflegte, mit ihrem kühlen, aufreizenden Lächeln, mit dem ganzen Reiz einer großen Dame, eine Tochter des Goldes, — und Kate Bowman, die lachende, die ernste, die tapfere, offenherzige und ungeschminkte Kameradin.

Unerträglich fühlte Georg Bruck jetzt die Hitze des Tages.

Sein Blick glitt zu den Deckaufbauten hinüber. In dem weißen Holz suchte er eine Stelle. Die Wunde, die ein Messer geschlagen in einer gefährlichen und zauberischen Mondnacht.

Er stand auf und schüttelte mit Gewalt ab, was ihn befallen wollte.

Er sah hinüber zu dem lärmenden Hafen. Er lehnte an der Reeling. Zwang sich mit Gewalt das Bild des gefangenen Freundes vor Augen. Er wollte nur an seine Aufgabe denken.

Aber er konnte es nicht verhindern, daß immer und immer wieder die Frage in seinem Herzen aufklang, leise und mahnend:

„Hätte Evelyne ten Schaulen das auch für dich getan?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Blätter fallen …

Von Heinrich Zillich.

Frühling und Herbst sind die Jahresbogen, die Frucht und Tod verbinden. Die eine Brücke hebt, noch weiß beschneit, das Leben aus der Erstarrung. Hebt es in steiler Wölbung an das Ufer einer anderen Welt, durch die das stürmische Grün der Erneuerung leuchtet. Die andere Brücke in linder Biegung ruht mit einem Ende im Gebüsch der Ernte, schwingt sich frei und bunt in den Raum, gleitet nieder in Schnee und Regen, durch die wir nicht hindurchblicken können, denn der Schwaden des Nebels hüllt die Fernsicht.

Dem Schwarz der Brache und dem Weiß der Unfruchtbarkeit ist der Winter treu. Er kennt keine Wandlung. Den Lebensschlaf deckt der Helm des Todes. Grausam funkeln die Sterne, bleiern warten die Wolken. Doch wenn durch Tage der Schnee ruhlos und schwer fiel, als sei der Himmel eingebrochen, glänzt manchmal die Sonne in einem endlosen Blau, das vom Widerschein des Sommers nachgedunkelt hat.

Er beginnt im Grün, er endet im Grün, der Sommer. Sinkt seine Macht, so leuchtet das Grün noch fort in rötlich erwachter Trockenheit, bereit, sich in die Farbenglut der Verwesung zu versprühen. Wo er antrat, rufen die Früchte, frühe Beeren im Wald und Busch, seine Reife aus. Und Reife krönt ihn, wenn er dem Herbst Raum läßt und ihm die Butte des Winzers und den Korb des Gärtners überreicht. Ernte ist sein Gesang und Ernte tönt er noch weit hinein in den September und Oktober.

Beeren, Gemüse und all das zählbare Gut des Bodens und der Sträucher wird rot und saftig, wenn er kommt. Und geht er, so trommeln die Birnen und Äpfel dumpf in das schwarzgrüne Gras der alternden Wiese. Dazwischen aber rauscht sein größtes Geschenk, das niemand zu zählen vermag, das wir bündeln und dreschen, heben und mahlen, das wir schlagen und sicheln in einer über die Länder hinwogenden Schlacht der Übernahme und Beute. So ungeheuer umragt uns seine Freigebigkeit. Sie trägt die Farbe der königlichen Ehre, Gelb, und das rostbraune Gold des Reichtums. Sie ist trocken wie das blonde Haar schöner Frauen. Und ist zugleich ein Meer, in dem der Wind Wogen aufwirft. Rauh fühlt sich die Frucht an. Reiße die Grannen vom Korn, lasse es tanzen auf der Handfläche. Hart ist die Reife hier von übermächtiger Schöpferkraft, die in jedem Korn ruht und es glasig und spitz formt, einem Geschoß gleich, das Leben verschließt und in seiner Winzigkeit alle Ährenfelder der Welt birgt.

Wo wir solche Ernte hielten, sehen wir durch die Stoppeln dankbar den Boden, dem wir niemals entrinnen. Flurenbreit lag das Getreide darüber. Mit jedem Sensenschnitt legten wir ihn frei und sehen nun beides vor uns, die Ernte und den Schoß der Ernte, während wir den Wetzstein aus der Scheide ziehen und das alte Gebet des Sensenschleifens in den glühenden Sommertag senden, den das Dengeln beschließt und das Saufen der Pferde am Mühlwehr. Hier ist des Sommers breiteste Heimstatt, hier im Felde und am Saum des Getreides, wo die Mohnblumen brennen. Hier verschränkt er seine bloßen Arme hoch über dem Lande. Er brütet, sagen die Menschen, denn stockende Hitze ist sein Segen. Ferne erklingen die langen einförmig tiefen Töne der Druschmaschine. Und auf den Wegen schwanken die Erntewagen wie Elefanten. Manchmal schiebt er mit der Schulter ein Gewitter über den Horizont, bläst die Regentropfen im Sacke der Wolken zu Millionen Hagelkernen um, schleudert den Blitz und läßt ihn sich zweigen wie einen Baum, stürzt Wetter und Teufel über das Land, mitten hinein in seine Gaben, sinnlos grollend in Donnern, daß nun verdirbt, was er geschaffen. Wallt ihm Staub entgegen von den Straßen, stößt ihm das Gebet der Schnitter an die stahlblaue Stirn, so löscht er sie aus mit der Flut des Wolkenbruchs.

Doch die dauernden Hochwasser liebt er selten; an den Abenden geht er einsam bei den Bächen vorbei, schüttelt die feuchten Äste hier und da. Hält den Atem an, wenn ihn ein Lied erreicht, legt die Hände unter das Haupt und verstummt. In seine geöffneten Augen zuckt der Sterne lautloser Sturz.

Wälder ist seine Herrschaft, sind die Felder leer. Da steht er verträumt in den Gärten, deren Schatten sich wieder dehnt. Einen Kranz von rotgeflecktem Efeu trägt er um die Stirne, wenn er ein letztes Feuer dem Herbste schenkt:: nimm es und färbe die Trauben damit. Und ist hinter den Bergen verschwunden, über denen ein fernes Wetterleuchten noch zuckt und nicht mehr zu uns findet.

Der Herbst beginnt schon, wenn die Sonne sich selbst zu vergolden scheint, ihre Wucht sich auf Baum und Busch so schwer legt, daß alles still wird, einem Geschehen hingegeben, das langsamer wirkt als der Frühling, aber niemand ausschließt.

Zu dieser Zeit strömt der letzte Saft, die Süße selbst in die Frucht. Die Farbe wird reif für die langen Wochen, deren Geräusch kein Rauschen ist wie der Frühlingswind, kein frischer Duft, keine Betäubung wie im Mai, nur ein Knistern im Baum, ein Wetzen am Ast und das trockene Räuspern der ersten gelben Blätter.

An der Schwelle des Harbstes steht die Glut. Alles wird lockerer und bunter, aber nicht lauter. Das ist, wenn der Morgennebel vor dem Blau des spät erwachenden Tages liegt, wo jeder Vormittag erst allmählich aus einem leichten Dunst absinken muß und dann dasteht, beinahe noch sommerlich vergoldet, sehr klar bis in die letzten Ecken der Landschaft. Und das Land selbst wird weit und geräumiger, in den Farben zuerst, die überall die Dinge umreißen, vermannigfaltigen, den Raum in seiner Fülle deutlicher, verschiedener und reicher hervortreten lassen als die hellgrüne Gleichung, auf die der Frühling gestimmt ist oder das satte Erfülltsein des Sommers.

Immer ist es die Kühle, die selbst in den warmen Tagen wartet und schon hinter den Bäumen hervorlugt, die kein Versteck mehr umgeben können. Sie sind farbiger, aber undichter. Sie lassen die Kühle sich entfalten. Sie geben an Farbe, was ihnen an Leben gebricht, und an Augenlust, was ihnen an geheimnisvoller Versponnenheit langsam abgenommen wird. Bis dann die trockene Musik des Oktober zu klingen beginnt, dieses Monats, der irgendwie altfränkisch ist, ein Spinett der Natur, sanft und verhalten, melancholisch und gebrechlich in Strauch und Wald, aber gewölbt der vor allen jetzt zu bestimmen beginnt, der sich hinaus- und grenzenlos in der freien Landschaft. Ein Baum ist es, lodert ins Sterben und den sicheren Ernst seines Monatswandels an eine dunkle rote Erregung verliert, die doch nur Verwesung bedeutet. In der Buche erfüllt sich der reife Herbst, in ihr klingt auch das Blätterspinett oft wie ein Chor von brüchigen Stimmchen.

Wir haben recht, wenn wir zu dieser Natur, die ihre Türen aus den Angeln gehoben hat, den Widerhall von Schüssen als zugehörig lieben, Hörnerruf und Treiberlärm. Und selbst wer im Blätterrauschen nie ein Tier jagte, träumt den fernen Abschluß zu dem großen Bild hinzu, das ihn umgibt, nicht, weil um ihn rings Sterbenszeit ist, sondern, weil er selbst angeklungen ist und weil er die Blätter seiner Seele sinken läßt in den eigenen weiten Raum, der sich inmitten des nur scheinbar größeren der Natur bewegt. Denn es ist kein Bedeutungsunterschied darin, daß ein Baum sein Blattwerk fallen läßt, um seine Wurzeln zu düngen, und wir in der verhaltenen schwingenden Schwermut unseres Wesens, das sich im Herbst in eine kühlere besinnliche Vollendung bettet, den Lockruf des Frühlings vorbereiten, der unser Blut aufs neue röten soll. Diese Frist des Todes ist wie jedes Sterben nur eine Brücke. Sie setzt in einem mildansteigenden schönen Bogen über das stille Wasser der Sammlung, das ein Naß des Vergehens scheint, auf das Ufer, wo der Acker die aufgespeicherte Kraft ausdampft.

Wenn wir das Wort „Herbst" hören, steigt aus dem bunten Sinken des Laubs und der roten Decke der Wälder auch jenes fast winterliche Bild, wo der Novemberwind im kahlen Geäst die nackte schwarze Rinde allein umspülen kann. Es ist der Tod des Herbstes selbst, wenn alles in seinem Raum zu zittern beginnt, als wehte es hin, als bebte der bloßgelegte letzte Funken des Lebens um seinen Bestand, ein Irrwisch, ein Lichtlein, das denn auch zum innigen Symbol der Zeit und des Lebens am Allerseelentag auf den Friedhöfen verbrennt und versinkt in das Schwarz der Nacht, noch ehe der Winter sich dämmernd erhellt, schon an das tiefe Dunkel der immer aus aller Verwand ung tauchenden ewigen Ackerschollen erinnert.

Stilblüten und Phrasen . . .

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Als während der letzten Olympiade in Berlin der Marathonläufer Luis Spiridion das Stadion betrat, konnte man vom Rundfunkansager folgenden Bericht zu hören bekommen: „Wir sehen die rote Mütze des griechischen Hirten stufenweise die Treppen hinaufsteigen, jeder will einen Blick von ihr . . .“ Man konnte die nette Wendung im Eifer des olympischen Gefechts überhört haben, doch als abschließend der Berichterstatter in frischfröhlicher Weise beteuerte, „wir lassen unser Auge nochmals über das Gepränge schweifen, und wohin es — fällt . . .“, da fiel es doch auf, daß eben etwas danebengefallen war: eine Stilblüte!

Stil- und Redeblüten, Phrasen, Schlagworte sind wunderliche Geschöpfe. Sie sind oft richtig, oft nichtig — Worte, die etwas trefflich kennzeichnen und Worte, die blaß schillernden Seifenblasen gleichen. Sie ähneln zwar einander wie Zwillingsgeschwister, sie wechseln oft, aber sie sind doch selbständige Redegeschöpfe. Im Schlagwort konzentrieren sich gewisse Anschauungen einer Zeitperiode, eines gesellschaftlichen Zustandes, einer sozialen Schicht, es drängt selbst in seiner Verlegenheit von innen nach außen, während die Phrase von außen nach innen geht. Viele von ihnen sind in unsere Umgangssprache eingegangen, viele haben Aufnahme in der Geschichte gefunden. Die wenigsten wissen, daß manche unserer alltäglichsten Redewendungen der Bibel entnommen sind, so: „Uns steh'n die Haare zu Berge“ (Hiob 4, 15), „einem wird angst und bange“, nach Hesekiel (30, 16), etwas ist uns „ein Dorn im Auge“, nach Moses (33, 55), wir „tappen im Dunkeln“, nach 5. Moses, finden etwas „himmelschreiend“ (1. Moses 4. Kap.). Interessant sind natürlich ganz besonders die Redeblüten berühmter geschichtlicher Persönlichkeiten. So wird z. B. dem schlauen Staatsmann Talleyrand ein Ausspruch zugelegt, den er bei der Kunde von der Niederlage Napoleons in Rußland gemacht haben soll und der sich auch bei uns eingebürgert hat: „C'est le commencement de la fin!“ (Das ist der Anfang vom Ende!) Napoleon selbst leistete sich unzählige Redeblüten, die charakteristisch für das Wesen des großen Korsen sind. Zu den bekanntesten gehört wohl die, da er angesichts der Pyramiden seinen Kriegern zurief, daß „vierzig Jahrhunderte auf sie herabblicken“, oder, wo er von der Kälte besiegt, von den Russen verfolgt, als Flüchtling nach dem Brande von Moskau sich äußerte: „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“. — Vom einstigen preußischen Ministerpräsidenten Manteuffel stammt die Redewendung vom „heidenmäßig vielen Geld“, wobei leider nie bekannt geworden ist, warum den Heiden besonderer Geldreichtum zugemutet wurde. „In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf“ ist eine Redewendung des Abgeordneten Hansemann, die er am 8. Juni 1847 in der Preußischen Kammer gebrauchte. An derselben Stelle fiel Jahrzehnte später das Wort von dem „Bier, das nicht getrunken, seinen Beruf verfehlt hat“ — ein Ausspruch des Abgeordneten Alexander Meyer.

Als Vater der Redewendung: „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen“ gilt ebenso der bereits erwähnte Talleyrand wie Napoleons Polizeiminister Fouché, von dem auch das frivole Wort herrührt: „Das ist mehr als ein Verbrechen, das ist — ein Fehler“, das er gelegentlich der Hinrichtung des Herzogs von Enghien ausgerufen haben soll. Nicht gesprochen wurde der zur Weltberühmtheit gelangte Spruch: „England erwartet, daß jeder seine Pflicht tut“; es ist der durch Flaggensignal erlassene Tagesbefehl des englischen Admirals Nelson vor der Seeschlacht von Trafalgar. Bekannt ist auch der Ausspruch Napoleons I., der Frankreich als seine „Geliebte“ bezeichnete; Ludwig XIII. äußerte sich hingegen, daß Frankreich „eine Wiese sei, die man zweimal im Jahr mähen kann“. Eine echte Phrase ist auch das lächerlich wirkende, von Eigenlob übelduftende Wort von Francois PierreGuizot: Frankreich marschiert an der Spitze der Zivilisation“. Wie hohl ist aber die Phrase von der „Entente cordiale“, dem „herzlichen Einverständnis“, womit Ludwig Philipp das scheinfreundliche Verhältnis Englands zu Frankreich bezeichnete.

Eine der nichtpolitischen Phrasen ist die Äußerung Hegels, der, auf dem Sterbebett liegend, ausrief: „Von all meinen Schülern hat mich nur ein einziger verstanden und der hat mich mißverstanden“. Von dem Chemiker Liebig stammt das so oft gehörte Zitat: „Nach dem Verbrauch der Seife ist die Kultur zu beurteilen“. Eine Phrase ist auch das Sprüchlein des österreichischen Fürsten Windischgrätz, das besagt, daß „der Mensch erst beim Baron anfängt“.

Die soziale Frage ausgangs des 19. Jahrhunderts brachte eine Fülle von Schlagworten mit sich. Es sei nur erinnert an die aus England stammende Bezeichnung „weiße Sklaven“ für Arbeiter oder das Wort „Pöbel im Zylinder“, das dem Nationalökonom Schäffle zugeschrieben wird. Die „soziale Frage“ ist übrigens ein von Napoleon I. recht oft angewandtes Schlagwort, und von Kaiser Wilhelm II. stammt der Ausdruck, daß etwas „mit Schlagworten allein nicht getan sei“. Aber Schlagworte währen nicht ewig und so kommen wir wieder auf das zurück, was eingangs gesagt wurde: „Was uns noch heut ein Schlagwort heißt, ist morgen eine Phrase“ (Vers aus Franz von Sallets Gedichten!).



Bunte Chronik



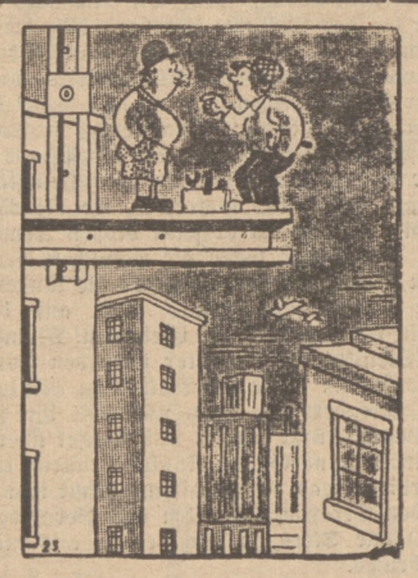
Sauriergräber — 1300 Meter tief!

Im nordamerikanischen Staate Georgia wurde unlängst eine Petroleumbohrung fündig, nachdem der geduldige Meißel nicht weniger als 1300 Meter tief in die Erde eingedrungen war. Mit ungeheurem Druck schoß bestes Erdöl stockwerkhoch aus dem Bohrloch empor und beanspruchte den vollen Einsatz der Werkleute, die einen schweren Ventilverschluß nur nach mehreren Versuchen über dem Bohrloch anbringen konnten. Sie standen dabei bis zu den Hüften in Schlamm und Gesteinsschotter, den der Ölstrahl mit aus dem tiefen Bohrschacht hinaufgerissen hatte. Plötzlich sahen sie mannshoch Knochen und Teile von gewaltigen Köpfen zwischen diesem Auswurf der Sonde, und es erwies sich, daß der Springer den Inhalt eines 1300 Meter tiefen Sauriergrabes an das Tageslicht gerissen hatte! Die Wissenschaft nahm den seltenen Fund sorgsam an sich und stellte fest, daß es sich um bisher unbekannte Saurierarten handelt, die allen bisher ermittelten an erdgeschichtlichem Alter und an Größe weit überlegen sein muß. Zehn Millionen Jahre sollen wenigstens dazu nötig gewesen sein, um das letzte Lager dieser Ursaurier 1300 Meter tief unter die Erdoberfläche absinken zu lassen.



Lustige Ecke





„Ich habe Emilie gesagt, daß ich nicht tanzen kann — mir wird so leicht schwindlig!“

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.